Jean Chapelain

als litterarischer Kritiker.[1]

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doctorwürde

von der Philosophischen Facultät

der

Kaiser-Wilhelms-Universität zu Strassburg i. E.

Genehmigt

am 22. Oktober 1892

von

Alois Mühlan

aus Neisse, O.-S.

[1] cfr. Bemerkung am Schlusse der Abhandlung.

Paul Dünnhaupt, Cöthen.

V. Kapitel.

Chapelain als litterarischer Kritiker.

Wir sagten in der Einleitung, dass die Korrespondenz Chapelain's eine wahre Fundgrube wichtiger Dokumente sei für die Kenntnis der damaligen Zeitgeschichte; das gilt auch für denjenigen, welcher den Ursprung der litterarischen Kritik in Frankreich kennen lernen will. Denn unser vielgelästerter Dichter hat zuerst die Wichtigkeit der litterarischen Kritik erkannt, er hat im Namen von Regeln gesprochen, die er als unumstösslich erklärte; so machte er die Bahn frei; andere bessere und scharfsinnigere Kritiker haben sein Werk fortgesetzt.

Die ersten kritischen Auslassungen Chapelain's knüpfen sich an ein Jugendwerk an, auf das er gerade nicht stolz sein durfte, an die Uebersetzung des spanischen Romans „Guzmann d'Alfarache" vom Jahre 1615. In der Vorrede zu seiner Uebersetzung spricht er von der Arbeit des Uebersetzers; er legt seine eigene Methode dar und die von ihm befolgten Grundsätze, dann zergliedert er die Vorzüge und Mängel des spanischen Originals[1]).

Von einem Uebersetzer hat Chapelain eine sehr niedrige Meinung. „Das Uebersetzen ist eine gemeine Sache; es verrät eine niedrige Gesinnung und einen gedrückten Geist. Wer zu etwas Höherem geboren ist (généreux), verachtet solche Beschäftigung oder betrachtet sie nur als Zeitvertreib."

Chapelain ist hier sehr offen; er spricht gegen sich selbst ebenso rücksichtslos wie gegen einen schlechten Uebersetzer seiner Zeit, den Abbé Marolles, der den litterarischen Markt mit seinen erbärmlichen Uebertragungen aus allen Sprachen und Wissensgebieten überflutete.

---

[1]) Kerviler: Revue de Bretagne 1875 p. 305. — Goujet: Biblioth. franç. XVII[e] s. S. 354.

Was verlangt unser Kritiker von einem guten Uebersetzer? er sagt es in einem Briefe an Huet[1]): „Zuerst muss man die Sprache, aus der man übersetzt, vollkommen verstehen, zweitens muss man die Sprache beherrschen, in die man überträgt, drittens muss man Inhalt und Stoff der Uebersetzung begreifen.“

Diese Forderungen, gegen die sich nichts einwenden lässt, waren besonders auf den armen Abbé Marolles gemünzt, den unser sonst so sanftmütiger Kritiker mit einer Glut und Heftigkeit angreift, die wir selten bei ihm finden und die einer bessern Sache würdig gewesen wären. Am 24. Januar 1660 schrieb er an Herrn von Brieux in Caen: „Dieser Uebersetzer ist der „Antipode“ des gesunden Menschenverstandes und er entfernt sich stets von dem Verständnis der Schriftsteller, die das Unglück haben, ihm in die Hände zu geraten. Nehmen Sie sich in acht, jenem Manne Glauben zu schenken; er hat nie geglaubt, dass für ihn etwas zu schwierig sei; er meint, alles zu verstehen, was selbst die Tüchtigsten und Gelehrtesten stutzig gemacht hat. Er begnügt sich mit allem, was ihm seine Einbildungskraft vorspiegelt, mag es auch noch so albern sein, und er gefällt sich in den Hirngespinsten, die er ausgeheckt hat. Man könnte sagen, das sei seine Meinung von einer Sache, um zu bezeichnen, sie sei schlecht, und das ohne Uebertreibung.“ Weiteres über die Erfordernisse der guten Uebersetzung sagt Chapelain in dem Briefe vom 11. März 1662: „Der Uebersetzer, der gelesen und geschätzt werden will, muss dem Geiste jeder Sprache nachspüren, den Sinn seines Autors erfassen und ihn in der angenehmsten Form zur Erscheinung bringen, ohne den Leser durch eine zu grosse, widerwärtige Genauigkeit zurückzustossen: verbum verbo reddendo, was alle Anmut des Originals zunichte macht, ohne dass etwas andres Gleichwertiges an die Stelle gesetzt wird.“

Das 2. Werk, in dem sich ausführlicher, aber leider auch schwerfälliger und verschwommener Chapelain's kritische Kunst entfaltet, ist die bekannte Vorrede zum Adonis 1623. Der Abbé d'Olivet[2]) erzählt uns die Veranlassung zu dieser Schrift mit folgenden Worten: „Marini hatte den Malherbe und den Gramma-

[1]) Lettres, tom. II. No. 70.

[2]) Hist. de l' Acad. franç. Édition Livet II. S. 128ff.

tiker Vaugelas gebeten, die Vorlesung seines Gedichtes: Die Liebe des Adonis anzuhören. Diese beiden machten den Vorschlag, einen dritten hinzuziehen, der das Italienische gut verstünde und noch besser die poetischen Regeln: dieser dritte war Chapelain, damals ungefähr 28 Jahre alt. Nachdem dieser aufmerksam zugehört hatte, sagte er seine Meinung frei heraus und machte seine Ausstellungen: das Gedicht enthalte schöne Teile, sei aber weit entfernt, ein ausgezeichnetes Ganze zu bilden; durch eine geschickte und beredte Vorrede könne man aber leicht diese Mängel maskieren und die strenge Kritik abschneiden. Sofort erklärten alle drei den jungen Chapelain als den geeignetsten, diese Vorrede zu verfassen.“ So der Abbé d'Olivet.

Die Erzählung Chapelain's selbst weicht einigermassen davon ab. Er erwähnt weder den Malherbe, noch den Vaugelas, sondern sagt, er habe sich mit Marini allein befunden. Hören wir seinen Bericht[1]): „Marini hatte eine sehr begründete Besorgnis, dass sein Werk nach der Veröffentlichung von den italienischen Akademieen durch scharfe Kritik unterdrückt werden würde infolge der Unvollkommenheit seiner Anlage, die er nur mit seiner Jugend und der geringen Kenntnis der poetischen Kunst entschuldigte; ich riet ihm, irgend einen schönen Vorwand (quelque couleur) ausfindig zu machen, um sich vor der gefürchteten Schmach zu schützen. Er erklärte mir, dass er die Absicht gehabt, einen Vergleich zu machen zwischen der Poesie und der Malerei, um sich so aus der Klemme zu ziehen (de ce marais-là). Da eine solche Ausflucht aber seiner unwürdig schien, redete ich ihm zu, etwas Gediegeneres zu ersinnen, und da er mich beschwor, auch meinerseits darüber nachzudenken, so klügelte ich ihm, geschmeichelt von dem mir bewiesenen Vertrauen, das Auskunftsmittel aus, das Sie in der französischen Vorrede seines Gedichtes gesehen haben, was ich, wie er wünschte, schriftlich aufsetzen sollte . . . . . Marini war so entzückt und überrascht, dass er vom Stuhle aufsprang und hastig im Zimmer hinschreitend, laut ausrief: „Ach, ein herrliches Motiv!“ er dankte mir, als ob ich ihn von der Galeere losgekauft hätte.“

---

[1]) lettre à Huet, 18. März 1662.

Aber nicht aus Liebe zu dem fremden „Ritter“ wendete Chapelain Zeit und Gelehrsamkeit auf, sondern für seinen eigenen Ruhm. Denn fast zur selben Zeit wurde in Paris ein Werk des Tassoni, eines Nebenbuhlers von Marini, durch Chapelain's Verwendung veröffentlicht, was dieser später[1]) an den italienischen Gelehrten Graziani berichtet: „Secchia rapita (Eimerraub) ist zum ersten Male in Paris durch meine Vermittlung veröffentlicht worden auf Bitten des Vaugelas und des Herrn Braïda, damaligen Gesandtschaftssekretärs von Savoyen an unserm Hofe, der es als Manuskript aus der Hand Tassoni's erhalten hatte, um es in Frankreich drucken zu lassen, da er es in Italien nicht wagen durfte[2]), was ich unternahm gegen die Meinung des Marini, der aus Eifersucht oder Laune den Druckern das Werk verleidet hatte.“

Chapelain hat sich hiermit ein grosses Verdienst erworben und einen Beweis seiner kritischen Tüchtigkeit gegeben; denn dieses Stück Tassoni's gehört zu den besten im ganzen 17. Jahrhundert. Der französische Kritiker war gut unterrichtet und vom richtigen Gefühl geleitet; er kannte die Kunstgriffe des Marini, welche dieser lange gebrauchte, um den Druck dieser freimütigen Satire zu verzögern, von der er eine Schädigung und Trübung seines eigenen Ruhmes besorgen mochte[3]).

Es ist hier der Ort, um Chapelain's Urteil über den bekannten Kavalier Marini einzuflechten. „Marini war sehr unwissend; er besass nur eine schöne Einbildungskraft für die Ausführung der Gedanken im Einzelnen; er hatte einen reinen, wohlklingenden und klaren Ausdruck namentlich für die Lyrik. An die Kunstregeln dachte er erst nach Vollendung seines grossen Gedichtes, was ihn in Verzweiflung brachte, weshalb ich ihm durch die Vorrede zu Hülfe kommen musste[4]).“

Was ist nun diese berühmte Vorrede? nicht das, was wir uns heute darunter vorstellen; kein kurzer Bericht, worin der Schriftsteller den Leser über den Gegenstand, den Plan des dem Urteil des Publikums preisgegebenen Werkes aufklären will, nichts davon; viel-

[1]) September 1667.
[2]) Secchia rapita ist eine beissende Satire auf kleinstaatliche, italienische Verhältnisse.
[3]) Ebert: Handbuch der italienischen Litteratur p. 109.
[4]) lettre vom 20. Mai 1673.

mehr eine sehr weitläuftige, sehr gelehrte, aber ebenso geschraubte, ungeniessbare Auseinandersetzung, oft genug unverständlich für denjenigen, der mit solchem Stoffe nicht bekannt ist; wenig Klarheit, wenig Geist, viel Gelehrsamkeit und Dunkelheit, Schwerfälligkeit und Verschwommenheit ist das Wesen jener berühmten Vorrede, die den litterarischen Ruhm des jungen Kritikers begründete. Je weniger man den gelehrten Sprüngen des Jünglings folgen konnte, je dunkler und unverständlicher seine Sprache war, in die er seine „divisions et subdivisions" einkleidete, desto mehr liess man sich verblüffen und zur Bewunderung hinreissen. Die litterarische Kritik war eben noch im Werden begriffen.

Ueber die Vorzüge und Mängel des Adonis fällt Chapelain übrigens ein richtiges Urteil[1]): „Der Adonis ist ein grund- und uferloses Meer, welches niemand als St. Amant hat zu Ende lesen können; aber die Einzelheiten sind schön und die Schilderungen entzückend. Es ist ein Werk, welches in Italien Parteiungen hervorgerufen hat und über welches die Inquisition und die Akademieen ein Urteil gefällt haben. Der Kavalier Stigliani (d'Angelis), sein Gegner, hat dagegen geschrieben und Alcandri hat darauf geantwortet. L'Herrici, le Suprieci und andere haben auch an diesem Streite teilgenommen, und es ist kein kleiner Ruhm gewesen für Marini, sich von so vielen Ehrenmännern angegriffen und verteidigt zu sehen."

Diese beiden ersten Proben der litterarischen Geschicklichkeit wurden für Chapelain sehr bedeutungsvoll; sie zogen ihm die Aufmerksamkeit Richelieu's zu und gewannen ihm später dessen Gunst. Weil Chapelain die poetischen Kunstregeln an den Fingern herzählen konnte, so hielt man ihn in jenem methodischen Jahrhunderte für einen Dichter. Infolge dieses Trugschlusses, dem selbst ein Richelieu verfiel, überhäufte man den Kritiker bald mit dichterischen Bestellungen. Auch der Kardinal beehrte ihn mit einem Auftrage; er sollte ein Theaterstück schreiben, wozu er den Stoff durch Boisrobert erhielt. Doch scheint er dieses Mal sehr invita Minerva gearbeitet zu haben; das poetische Fieber warf ihn auf's Krankenbett. Am 24. Januar 1635 schreibt er an Boisrobert: „Kaum hatte ich

---

[1]) lettre vom 30. März 1662.

den hohen Befehl ausgeführt, als ich mich zu Bett legen musste, um mich von dem Leiden zu erholen, das ich mir durch zu grosse geistige Anstrengung zugezogen hatte.“

Das verlangte Stück war betitelt: Comédie des Tuileries; der Dichter scheint trotz seiner „grossen geistigen Anstrengung“ keine grossen Hoffnungen auf Erfolg gehabt zu haben; er nennt das Erzeugnis ein „mittelmässiges“ und bittet um wohlwollende Nachsicht mit seiner Schwäche.

Bei dieser Gelegenheit äussert Chapelain übrigens auch seine Gedanken über Wesen, Inhalt und Zweck des Dramas. „Ich habe versucht ein wirkliches und vollkommenes Schauspiel zu verfassen, in der Weise, dass die Strenge der Regeln die Annehmlichkeit nicht aufhebe, dass die Erfindung und Einteilung des Stoffes ausgesucht und neu, die Schürzung und Lösung des Knotens gewählt sei, dass Charaktere und Leidenschaften darin ihren Platz haben und dass das Vergnügen gleichsam nur als Brücke diene zu nützlicher Unterweisung und Belehrung und endlich in der Absicht, um den Herren Italienern, die sich einbilden, allein die wahre Wissenschaft und alle Künste zu besitzen und die uns als Barbaren behandeln, zu zeigen, dass es noch jemanden in Frankreich giebt, der dasselbe vermag wie sie[1]).“

Im weiteren Verlaufe dieses so interessanten Briefes nennt er Richelieu „den Beschützer und Förderer aller Künste; nur die Poesie bleibt noch vernachlässigt, und die Dichter befinden sich in einer recht traurigen Lage.“

Im Februar 1635 fand in kleinem Freundeskreise eine Generalprobe jener Komödie statt und bald nachher eine Besprechung derer, die in Sachen der Poesie sich grossen Ansehens erfreuten: Corneille, Boisrobert, Colletet, Rotrou, Chapelain . . . . Letzterer stellte nun hierbei die Forderung von der Beobachtung der drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung auf. Der Abbé d'Olivet erzählt[2]): „Beim Ausgange dieser Beratung zeigte Chapelain in Gegenwart des Kardinals, dass man unbedingt die berühmten Einheiten beobachten müsse. Nichts überraschte so sehr, als diese Lehre; sie war nicht bloss dem Kardinal ganz neu, sie war es allen Dichtern, die er in seinem Solde hatte.“

---

[1]) siehe lettre vom 24. Januar 1635.

[2]) Hist. de l'Acad. franç. II. p. 130.

Viele Schriftsteller haben den Chapelain verwünscht, dass er diese Regel aufgestellt und dadurch den freien Aufschwung und die Entfaltung des französischen Dramas gehemmt hat; andere dagegen loben unsern Gesetzgeber und verteidigen ihn gegen Angriffe. Die „Romantiker", die Regelmässigkeit und Methode in der Poesie wenig lieben, haben diese Regel geächtet, da sie geeignet ist, die dichterische Freiheit zu beeinträchtigen; die „Klassiker" dagegen erkannten lange Zeit hindurch Chapelain als ihren unfehlbaren Gesetzgeber an. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob diese Regel gut oder schlecht gewesen, sondern feststellen, dass Chapelain diesen dramatischen Wegweiser erfunden hat. Mass, Regelmässigkeit und Ordnung wurden dadurch auf die Bühne verpflanzt und das war in damaliger Zeit sicherlich ein grosser Gewinn; selbst Boileau, der erbittertste Gegner Chapelain's, hat sich unter dieses Gesetz gebeugt; seine Verse

Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu' à la fin le théâtre rempli

enthalten nichts anderes als eine Bestätigung der Forderung Chapelain's. Als im Jahre 1660 Corneille seine gesammten Werke veröffentlichte, erkannte auch er die Regeln an in seinen „Drei Reden über die dramatische Kunst." Die „Ausgrabung" dieser aristotelischen Regel trug dem Chapelain einen hohen Ruhm ein, er wurde die erste Person in allen litterarich-kritischen Fragen, was sich bald in der Angelegenheit des Cid offenbaren sollte.

Am 22. Januar 1637 schrieb er an den Grafen Belin: „Seit 14 Tagen ist das Publikum vom Cid unterhalten worden; ich hätte Sie zu dieser Vorstellung gewünscht, die sicher Ihre Krankheit geheilt haben würde."

Hierin haben wir das erste, unverfälschte, unbefangene Urteil Chapelain's über den Cid! er erscheint uns selbst als ein Bewunderer dieses Stückes, das ganz Paris in Aufregung versetzte; aber bald wird er vergessen, was er eben de proprio motu geschrieben, er wird sein eigenes Urteil verleugnen zu Gunsten seines verehrten Mäcen Richelieu. Dieser, eifersüchtig auf den Ruhm Corneille's, der sein Haupt vor dem mächtigen Minister zu wenig beugen mochte und zugleich ärgerlich und verstimmt über das spanische Stück und die darin entwickelten Ideen, rief die Truppe seiner Hofdichter zu einer

Beratung zusammen. Bei dieser Gelegenheit[1]) brach ein Streit aus zwischen Desmaretz und andern Dichtern; man wählte Chapelain zur Beilegung der Differenzen, der, entzückt über die ihm angetragene Vermittlerrolle, schon durchblicken lässt, was er bald thun wird. Ich führe seine Worte an: „J'espère la même chose (le raccommodement des différends) l'année qui vient et pense m'ériger en amiable compositeur de différends entre les honnêtes gens qui font profession des belles lettres et ceux qui ne leur ressemblent pas en tout. Mais que cette espérance demeure secrète entre nous, afin que je conserve toujours mon crédit en cette matière."

Chapelain bereitet auf das Werk vor, das bald erscheinen soll, aber er ist zaghaft, er fürchtet die Publizität seines Namens und seiner Handlungen und trifft seine Massnahmen im voraus: denn er will es mit keiner Partei verderben und sein Ansehen bewahren in diesen Fragen.

Dasselbe unparteiische Urteil über den Cid, was wir eben gelesen, finden wir wieder in einem Schreiben Chapelain's an Balzac vom 13. Juni 1637; „Ich höre mit Vergnügen, dass der Cid auf Sie den Eindruck gemacht wie hier auf jedermann. Der Stoff, die schönen Empfindungen, welche der Spanier dem Helden verliehen und die Ausschmückung, welche unser französischer Dichter hinzugefügt, haben den Beifall des Hofes und des Volkes verdient, die beide an solche Feinheiten noch nicht gewöhnt waren. Unter uns gesagt, der Cid kann sich glücklich preisen, dass er von einem Franzosen und in Frankreich dramatisch bearbeitet worden ist, wo die Feinheit der handelnden Poesie noch unbekannt ist. In Italien hätte er für barbarisch gegolten, und jede Akademie hätte ihn verworfen, was dem Scudéry, dem Nebenbuhler Corneille's, leichtes Spiel gegeben hat, ihm die Fehler vorzuwerfen, die sie in der mitgesendeten Schrift angemerkt finden werden[2]), worauf der gute Corneille in Form eines apologetischen Briefes schlecht geantwortet hat[3])."

Dieser Brief ist aus mehr als einem Grunde wichtig. Wir sehen deutlich, dass Chapelain hierin ungeschminkt und rückhaltlos die Wahrheit sagt und seine persönliche Meinung ausspricht; er be-

[1]) 6. März 1637.

[2]) Les Sentiments sur le Cid.

[3]) Corneille par Marty Laveaux, tom. III.

wundert den Dichter und sein Werk; fast alles ist gut daran; er nennt das Erzeugnis eine „ungewohnte Delikatesse“ für die Franzosen. Und dennoch ist diese Delikatesse ein Verbrechen in den Augen „allzumächtiger Personen“ und die Angelegenheit wird bald in die Wege eines gewöhnlichen Prozesses geleitet werden.

Lesen wir die Fortsetzung dieses Briefes: „Da setzen mich diese heissblütigen Dichter in Verlegenheit; denn Scudéry hat die Akademie zum Richter des Streites aufgerufen; die Angelegenheit ist zu einem gewöhnlichen Prozesse geworden und ich bin der Berichterstatter gewesen und muss in der ersten Sitzung darüber noch sprechen. Gebe Gott, dass wir uns mit Ehre aus der Verlegenheit herausziehen; durch allzu mächtige Erwägungen und Rücksichten sind wir genötigt, in dieser Streitsache Stand zu halten, ohne uns für inkompetent erklären zu können.“

In der That, der arme Chapelain ist hier zu beklagen; sein Ruhm fängt an, „ihm fürchterlich zu werden“; er ist gezwungen zu „verbrennen, was er eben noch angebetet hat“ und er weiss nicht, wie er dieses Dilemma vermeiden soll. Es handelt sich um sein Ansehen, um das der „noble Académie“ und — um die Gunst Richelieu's: das sind die „mächtigen Erwägungen“, deren Gewicht er sich nicht entziehen kann. Da will er diplomatisch verfahren, alle befriedigen oder glaubt wenigsten den Sturm beschwichtigen und Freunde und Feinde des Cid gewinnen zu können.

Er schlägt durch Boisrobert Sr. Eminenz vor, „zu beweisen, dass man in vielen unwesentlichen Punkten den Cid ungerecht getadelt habe und dass man sich gegen einige der Meinungen der Verteidiger der Dichtung nachgiebig zeigen müsse.“

Geben wir dem Kritiker selbst das Wort[1]): „Sie würden mir eine grosse Gunst erweisen, wenn Sie Sr. Eminenz mitteilen, dass ich diese Dichtung in den wesentlichsten Teilen für verfehlt halte und dass ich glaube, das beste Mittel, um denjenigen, die sich von den falschen Schönheiten derselben haben blenden lassen, wäre die Anerkennung gewisser Vorzüge des Cid; andernfalls würden wir, wenn wir in jedem Punkte als Widersacher erscheinen, in der öffentlichen Meinung für parteiische und ungerechte Richter gelten, was wir nach meinem Dafürhalten besonders vermeiden müssen, sowohl hinsichtlich

[1]) 31. Juli 1637.

des Zweckes, den wir mit dieser Arbeit verfolgen als auch, um uns nicht den öffentlichen Hass aufzubürden, der uns sonst unvermeidlich sein müsste[1])."

Balzac hatte jedenfalls von den Begräbniszeremonien gehört, die man für den Cid vorbereitete, und voller Zorn und Unwillen beeilt er sich, an Chapelain, den er für den Hauptanstifter dieser bösen Angelegenheit hält, einen Brief zu schreiben.

Chapelain, der Vorwürfe nicht ertragen konnte, am allerwenigsten von dieser Seite, sucht in dem Antwortschreiben vom 7. Aug. 1637 den gereizten „Einsiedler" wieder zu besänftigen. „Wie können Sie glauben, dass wir die Sache des Scudéry für gewonnen halten, nachdem Sie für den Cid eine so schöne Apologie geschrieben und so das Stück unter Ihren Schutz genommen haben?"

Der Weg zum Ruhme ist dornenvoll für unsern Kritiker; voll Aerger und Bekümmernis sieht er schon im voraus die Folgen seines litterarischen Edikts, fühlt er sich schon umschwirrt von Satiren und Verwünschungen. In dem Briefe vom 22. Aug. 1637 schreibt er an Balzac: „Diese Arbeit konnte keinem unglücklicheren Menschen als mir übertragen werden, keinem, der weniger fähig wäre, die Erwartung des Publikums zu befriedigen. Besonders setzt mich in Verwirrung, dass ich den Hof und die Stadt vor den Kopf stossen muss, die Grossen und die Kleinen, jedermann, ja, mich selbst, da ich der Ueberzeugung bin, dass dieser Gegenstand von uns gar nicht behandelt werden durfte. Es gibt nichts Widerwärtigeres, als laut und öffentlich ein Werk zu tadeln, das wegen des guten Rufes seines Verfassers oder der guten Aufnahme allgemeine Anerkennung gefunden hat; denn das Geringste, dessen man sich davon versehen kann, ist die Verfolgung mit Schmähschriften und beissendem Spott."

Wenn man die Chapelain'sche Kritik des Cid auf ihren Wert prüft, so wird man eingestehen müssen, der Kritiker giebt sich, im ganzen betrachtet, alle Mühe, sein Opfer schlecht zu finden, und zwar aus Gefälligkeit gegen Richelieu. Er fällt sein Urteil, die Regeln in der Hand; die Kunst ist sein Wegweiser und sein Massstab. Im Jahre 1632 schon schreibt er[2]): „Die Idee der Kunst ist

---

[1]) Taschereau: Vie de Corneille p. 85. 86.

[2]) Lettres, tom. I. p. 18.

für mich allein die mustergültige Richtschnur, die mich hoffen lässt, nicht ganz unwürdig hinter jenen grossen Vorbildern herzugehen, wenn ich soviel Eifer für jene schöne Poesie hätte wie ich haben sollte."

Chapelain will den persönlichen Eigentümlichkeiten, der Natur des Dichters keine Freiheit gestatten, keinerlei Zugeständnisse machen; wie im Staate, sollte es auch in der Poesie sein: es gibt ein Gesetz: das der Kunst; wer es nicht kennt, nicht befolgt, der ist kein Dichter, und wäre er auch ein Corneille oder Molière!

„In der Mehrzahl der Menschen herrscht die Natur und nicht die Kunst[1]); jeder folgt den Eingebungen seines eigenen Geistes, weil dieser am nachgiebigsten ist; weil aber die Kunst allein die menschlichen Leistungen zu ihrer Vollkommenheit führen kann, so kommt es, dass es so viele mittelmässige Geister gibt und so wenig erhabene und ausgezeichnete . . . . . Die Dinge nehmen einen befremdenden Ausgang, wenn man sich mehr auf sich selbst verlässt als auf die Meinungen aller Weisen und aller Jahrhunderte."

Der „König der Schrittsteller" erlässt hiermit ein warnendes Manifest; er will unbeschränkter Herr sein auf dem Gebiete der Poesie, wie sein hoher Protektor im Staate.

Bei solchen Grundsätzen ist es natürlich, dass die Kritik des Cid engherzig und kleinlich gewesen ist; dass sie sich in Spitzfindigkeiten verlor, dass sie tadelte, wo sonst niemand etwas zu tadeln fand. Das Kühne, Springende, Kecke, Leidenschaftliche, Originale, der natürliche und schlichte Ausdruck, die schönen und tiefen Gefühle entgingen unserem Kritiker völlig oder wenigstens gab er sich den Anschein[2]).

Als er im Januar 1639 persönlich mit dem Schöpfer des Cid zusammentraf, da redet er eine ganz andere Sprache; da fordert er ihn geradezu auf, Rache zu nehmen an Scudéry und der Academie; er sagt: „Seit 3 Tagen ist Corneille in Paris; er kam zu mir, um mir Aufklärung zu geben über das Buch der Academie (Sentiments sur le Cid) für oder richtiger gegen den Cid, indem er, und nicht ohne Grund, mich für den Hauptverfasser hielt. Er thut nichts mehr,

---

[1]) v. 20. März 1639. tom I.

[2]) A. Bourgoin: Les Maîtres de la Critique . . . p. 46.

und Scudéry hat durch den Zank wenigstens das gewonnen, dass er jenem die Arbeit verleidet hat. Ich habe ihn (Corneille) nach Kräften aufgemuntert, sich an Scudéry und seiner Beschützerin (Académie) zu rächen und einen neuen Cid zu dichten, der noch mehr die allgemeine Begeisterung auf sich lenke und der beweise, dass Kunst und Schönheit nicht dasselbe seien. Aber es giebt kein Mittel, um ihn dazu zu bewegen; er spricht nur noch von Regeln und von den Dingen, die er den Akademikern hätte antworten können, wenn er nicht hohe Personen vor den Kopf zu stossen gefürchtet hätte" (s'il n'eût point craint de choquer les puissances).

Das 17. Jahrhundert ist für Frankreich die Zeit, wo der Gedanke der nationalen Solidarität besonders entwickelt und gepflegt wird. Das wichtigste Mittel nun, um diesen Gedanken auszubreiten und jedem verständlich zu machen, ist die Muttersprache. Es ist hier ein neues, bedeutendes Verdienst Chapelain's in helles Licht zu stellen, seine Vorliebe für die Muttersprache und die Förderung, die er derselben hat angedeihen lassen.

Chapelain hatte seinen massgebenden Einfluss verwendet, um die Veröffentlichung einer schlechten Uebersetzung des berühmten Geschichtswerkes: Guerra di Fiandra vom Kardinal Bentivoglio, das am Ende des Jahres 1634 in Paris erschien, zu verhindern. Er hatte ein besonderes Uebersetzerprivileg zu erlangen gewusst, dass Conrart entworfen hatte. Am 21. Januar 1635 schreibt Chapelain[1]): „Man (d. h. er) wird eine Uebersetzung liefern, welche natürlich das unvergleichliche Original weit hinter sich lassen wird, welche aber wenigstens nach sprachlicher Vollkommenheit strebt. Ich pflege diese aus allen Kräften, um den Franzosen ein Stück in ihrer eigenen Sprache zu zeigen, welches an's schöne Altertum gemahnt, nicht als ob wir nicht eine grosse Anzahl von Gelehrten unter uns hätten, aber sie scheinen alle die Liebe zu ihrem Vaterlande verloren zu haben; sie verkehren nur mit den Alten, sie kennen die Regeln der guten Schreibweise, aber sie behandeln ihre Sprache, als ob sie unwürdig wäre, ihre Gedanken zu empfangen und sie wollen lieber nicht verstanden werden als in einer Sprache reden, die jeder verstehen kann. Diese Uebersetzung soll dazu dienen, sie von ihrem Irrtume zu überzeugen,

[1]) An den Kardinal de Bentivoglio.

und sie werden sich schämen, sehen zu müssen, dass ihre Sprache des Reichtums und der Kunst der Alten fähig sei. Also werde ich meiner Nation einen Dienst erwiesen haben, wofür sie mir dankbar sein wird."

Chapelain hatte intime Beziehungen zu mehreren Kirchenfürsten, zum Beispiel zu Godeau, der sich durch seine galanten Verse ein Bistum ersungen hatte; ferner zu hochgelehrten Jesuiten und Protestanten, deren einige sich mit kirchlicher, religiöser Poesie beschäftigten, nicht ohne an Chapelain jedesmal die Kinder ihrer keuschen Muse zur Begutachtung zu übersenden. Bei dieser Gelegenheit fällt unser Kritiker folgendes Urteil über die religiösen Dichtungen eines gewissen Habert[1]): „Ich wünschte, Habert hätte in seiner Ausdrucksweise mehr Frömmigkeit und weniger Redeblumen und Geist; denn man muss die Herzen rühren und die zarten Gemüter bewegen, in den hl. Dingen noch mehr als auf dem Theater."

Chapelain hat Recht: die geistliche Poesie muss zunächst auf das Gemüt einwirken; ein religiöses Lied kann seinen Zweck nur dann erreichen, wenn es schlicht ist, ungeziert und ungekünstelt, wenn es aus einem kindlichen, gläubigen Herzen kommt.

In einem bekannten Romane des 17. Jahrhunderts, dem „Grand Cyrus" der Melle de Scudéry, spielt Chapelain unter dem Namen „Ariste" eine bedeutsame Rolle. Es ist erklärlich, dass der Gefeierte diesen Roman gern las und dass er auch Erwägungen über diese poetische Gattung angestellt hat. Er schreibt am 8. November 1660 an Mr. de Scudéry: „Der Roman hat zum hauptsächlichsten Gegenstande die Liebe, welche eine sanfte Leidenschaft ist; deshalb fürchte ich ihre Kraft und Fülle, ich wünsche Mässigung und Beschränkung; ich würde die Wiederholung derselben Gedanken, derselben Figuren und Farben vermeiden; ich würde einen bald gedrängten, bald weitschweifigen Stil anwenden, weil der Menschengeist die Abwechslung liebt und gern nach etwas Neuem verlangt . . . . Ich würde mehr bei den sanften Leidenschaften verharren, würde sie würzen mit verschiedenen und überraschenden Ereignissen, da das die geistige Nahrung für solche Leute ist, deren Aufmerksamkeit sich durch sonst nichts mehr fesseln lässt. . . . Ich würde einige lustige Rollen hineinbringen, die von Zeit zu Zeit erscheinen müssten, um die Er-

[1]) lettre vom 18. Februar 1638.

zählung zu erheitern und dem angespannten Geiste Erholung zu verschaffen. Ich würde die langen Klagen und Deklamationen vermeiden, ebenso die langen Selbstgespräche und die andauernden Erregungen der Seele."

Was Chapelain über den Gegenstand des Romans sagt, ist viel zu eng gefasst; die Liebe macht nicht allein das Wesen und den Inhalt dieser Dichtungsgattung aus; die Liebe soll nur eine untergeordnete Rolle darin spielen; die grossen Tages- und Zeitfragen sind nicht minder würdig, im Romane behandelt zu werden; die anderen Forderungen Chapelain's werden ihren Wert haben für alle Zeiten.

Der Roman hat unsern Kritiker noch oft beschäftigt; in dem Briefe vom 24. Dezember 1667 belehrt er einen fremden Gelehrten über die besten alten und neuen Romane: „Da Sie mich fragen, welche Romane lesenswert sind, will ich Ihnen zunächst sagen, dass die Franzosen die Erfinder derselben sind und dass vor etwa 400 Jahren von dieser Gattung erschienen: „Der hl. Gral, Artus de la Grande-Bretagne, Merlin, Lancelot du Lac, Tristan de Leonnois, Perceval le Galois und viele andere, fast alle in grober Prosa geschrieben. Die Spanier ahmten uns nach und verfassten in nicht gar so barbarischer Prosa: les Amadis, les Palmerins d'Olive et d'Angleterre . . . Drauf kamen die Italiener; sie machten ihre Romane in Versen und wählten die Epoche der Regierung Karls des Grossen und seiner Paladine. Die hauptsächlichsten sind: Orlando innamorato, il furioso . . . . ., denen die Heldengedichte gefolgt sind. Unsere heutigen Franzosen haben sich in Prosa ausgezeichnet und unter mehreren d'Urfé in der Asträa, welche der erste kunstgerechte Roman ist, der auch von den Gelehrten gelesen zu werden verdient. Den zweiten Platz behaupten l'Ariane (von Desmaretz), la Cassandre, la Cléopâtre, le Faramond (von la Calprenède), le Grand Cyrus und la Clélie (v. Melle de Scudéry).

Chapelain ist unparteiisch und scharfsichtig genug gewesen, um das Gefährliche und Schädliche der französischen Romandichtungen jener Zeit zu erkennen und davor zu warnen. In dem Briefe vom 15. Dezember 1665 lesen wir: „Unsere Nation hat den Geschmack gewechselt und an stelle der Romane, die mit Calprenède († October 1663) zu Fall gekommen, sind Reisebeschreibungen getreten, was eine vernünftigere und nützlichere Unterhaltung ist als die angenehmen Kleinigkeiten, welche unsre hiesigen Faulenzer und Faulenzerinnen

bezaubert haben; unsre Nachbarn, die Deutschen, Holländer, Italiener haben zu ihrem Schaden und unsrer Schande das Gift daraus gesogen"; — vor 200 Jahren wie heute noch!! — Dem Roman verwandt erachtet Chapelain den Dialog, den er rühmt als den sichersten und ergötzlichsten Weg wegen der mannigfachen Annehmlichkeiten, die er darbietet. In dem Briefe an den Prior Rucellai vom 25. November 1667 teilt er uns mit, dass er seine alten Tage dazu bestimmt habe, in dieser Form zu schreiben, um so Ansichten und Gedanken über wenig behandelte Gegenstände niederzulegen, in denen ein Reichtum verborgen ruhe, der bisher der Forschung oder der Sorgfalt andrer entgangen sei. Drei solcher Dialoge habe er bereits entworfen: über das Lesen der alten Romane, über die französische Orthographie und über den Ruhm[1])." Dieser Dialog, den La Curne de Ste-Palaye, der beste Kenner der alten Ritterpoesie, sehr lobt, war dem Kardinal von Retz gewidmet. Die Kapitel, die über den Reichtum des Altfranzösischen handeln sowie über die allgemeine Kenntnis, die die Ritterromane über die Sitten, den Geist und Geschmack der Jahrhunderte, in denen sie geschrieben wurden, verbreiten, sind von grossem Interesse und verdienen die ganze Aufmerksamkeit der Gelehrten. — Feillet bemerkt mit Recht, dass Chapelain in einer Zeit, wo man sich gewöhnt hatte, die französische Litteratur erst mit dem 16. Jahrhunderte beginnen zu lassen, besser unterrichtet war als die grosse Masse, da er dem XIII. und XIV. Jahrhundert den Rang zuweist, den ihnen die Abenteuerromane verdient haben. Mit diesem Verdienst, das einen grossen kritischen Scharfblick verrät, verbindet sich ein zweites nicht minder bemerkenswertes, nämlich dass Chapelain darthut, die Poetik des Aristoteles passe nicht für die französischen Zeiten und Sitten und dass er die wichtige Frage von dem Wunderbaren in dem Heldengedichte mit ganz neuen, eigenen Gesichtspunkten gezeichnet hat. Das Lob, das Balzac dem Chapelain spendet, ist diesmal wohl verdient[2]). „Ich kann Ihnen nur von dem Dialoge sprechen, weil er mich unausgesetzt beschäftigt; ich sah nie etwas Besseres in jener Gattung. Aber wie diese Gattung mir gefällt! wie sehr wünschte ich mehr solche Diologe über solche Gegenstände! Die Kritik ist die schönste Sache der Welt, wenn sie in solcher Weise auftritt und wenn sie Vernunftgründe mit persönlichem Ansehen verbindet.

[1]) Feillet: De la lecture des vieux romans par J. Chapelain, Paris 1870, in Fol.
[2]) Tamiz. de Larroque: lettres de Balzac, 17. August 1647.

Wir müssen hier einer untergeordneten poetischen Gattung Erwähnung thun, die damals Frankreich noch unbekannt war und über welche unser Kritiker recht vernünftige Ansichten geäussert hat: die Oper. Richelieu wollte gern eine in Rom mit grossem Beifall aufgeommene Oper in Paris darstellen lassen.

Chapelain schreibt darüber am 11. Februar 1639 an Boisrobert: „Ich habe das italienische Stück gelesen und ich gestehe, dass es mir für eine regelrechte Tragikomödie sehr dürftig erschienen ist in der Erfindung und in der Disposition und selbst in den Motiven der handelnden Personen. Wenn sein Verfasser nur die Absicht gehabt hat, ein Prunkstück zu schaffen, unbekümmert um die Gesetze der Kunst und wenn es mehr ein Ballett denn ein Schauspiel genannt werden kann, wie alle die sind, die man jetzt macht, um sie singen zu lassen, so hat er seinen Zweck erreicht. In diesen Stücken ist die Kunst des Schauspiels nicht der Hauptzweck, sondern die Musik, und man kann von ihnen sagen, dass sie nur zu dem Zwecke gedichtet sind, um schönen Melodieen als Unterlage zu dienen, sowie wir ehedem mehrere poetisehe Werke haben singen hören, die, Dank den Melodieen des Guédron, allenthalben bekannt wurden, und wir haben gesehen, dass das durch den Gesang in Anspruch genommene und ergötzte Ohr die Mängel des mündlichen Ausdruckes nicht bemerkte. Das soll nicht heissen, dass Rinuccini, der Erfinder dieser Art von Vorstellungen, die Anmut der Poesie mit dem Zauber der Musik nicht habe verbinden können; aber er ist der einzige, dem dies gelungen ist.“

Die in Rede stehende Oper sollte in Paris gedruckt werden, wogegen sich Chapelain ausspricht. „Ich glaube nicht, dass sie gedruckt Glück haben wird, d. h. der glänzenden Austattung beraubt, in der sie in Rom zur Aufführung kam, ohne die Menge von Schauspielern und Roben, ohne die verschiedenen Scenenwechsel und ohne die Harmonie der Stimmen und Instrumente“, — was auch heute noch für die meisten Operntexte recht zutreffend ist.

Einer der wertgeschätztesten Zeitgenossen Chapelain's war der Geschichtsschreiber Mézeray, der in der Gratifikationsliste von 1663 mit der grössten Summe figuriert, mit einer grösseren noch als die des Chapelain ist, „le mieux renté des poètes“, wie Boileau sagt.

Als der Kardinal Bentivoglio sein oben erwähntes Werk: Guerra di Fiandra dem Chapelain zusendete, nahm dieser Gelegenheit, sein Urteil über die Geschichte auszusprechen. Indem er das vorliegende Werk kritisierte, legte er seine Grundsätze dar über diesen Wissenszweig; er vergleicht Religion und Geschichte mit einander und giebt letzterer den Vorzug vor jener vom Gesichtspunkte des Nutzens aus.

In dem Briefe vom 10. Dezember 1632 schreibt er: „Ich halte dafür, dass die Geschichte lediglich zum Nutzen des bürgerlichen Lebens eingeführt ist, dass man darin das Laster und die Tugend betrachten muss, um das erstere dem Volke verhasst zu machen und die zweite zu empfehlen. Das sind zwei Grundanschauungen, mit denen jedermann einverstanden ist und die keinen Widerspruch leiden."

Man könnte dem Kritiker beistimmen, wenn er das Wort „lediglich" weggelassen; damit aber hat er die Grenzen der Geschichte zu eng gezogen, ebenso wie oben beim Roman; er macht die Geschichte bloss zur Dienerin der Religion und Moral.

„Die gute Religion, die vielmehr jenes Vorrecht haben sollte, ist nicht so glücklich. Jeder nennt die seinige die beste, und man beweist einem Andersgläubigen nichts, wenn man seine Argumente auf die Falschheit dessen stützt, was er glaubt. Drum halte ich dafür, dass der urteilsfähige, geistvolle Historiker sie nicht daher nehmen soll, da sie ja nicht allgemeine Anerkennung finden werden, sondern dass er nur bei denen verweilen soll, die ohne Widerspruch bestehen, wie das Wohl, die Ruhe, der Reichtum und die Vergrösserung des Staates." Der Kritiker verbessert sich hier, er erweitert bedeutend das Gebiet der Geschichte und weist ihr andere, materiellere Aufgaben zu als oben.

Was die äussere Form der Geschichte anlangt, so fordert er vom Historiker ruhige und sachliche Darstellung; keine hochtönenden Phrasen, möglichst wenig rednerischen Putz und Schmuck.

In dem Briefe vom 26. November 1638 an Balzac lesen wir: „Nach meiner Meinung verliert die Geschichte ihr Ansehen im Verhältnis wie sie an Beredsamkeit zunimmt; sie wird dann mehr ein Theaterstück. Wirkliche Ereignisse und wahrhafte Motive liefern ihr das Material zu ihrem Gebäude; die Zeitfolge und das Urteil des

Geschichtsschreibers geben die Form; die Sprache ist nur das Werkzeug zum Bau. Die Geschichte hat eine gewisse ernste Strenge an sich und sie darf nur die Beschäftigung eines Mannes sein, der in den Staatsgeschäften alt geworden ist. Die Geschichtserzählungen, die nur im Gewande lieblicher Form erscheinen wollen, sind für mich nicht Geschichte und gelten mir bloss als Gedicht und Roman."

Diese Bemerkungen sind für jene Zeit nicht ohne Bedeutung gewesen, da der beste Geschichtsschreiber Mézeray zugleich ein Meister der Beredsamkeit war; sie sind auch heute noch namentlich für viele französische Historiker beherzigenswert, denen es oft weniger auf die Erforschung und schlichte Darstellung der Thatsachen ankommt, als vielmehr auf schöngefärbte, blütenreiche, deklamatorische Reflexionen über Personen und Zeitverhältnisse.

Da Chapelain die Theorieen über die Geschichte aufgestellt hatte, forderte ihn sein Freund Balzac auf, nunmehr selbst ein Historiker zu werden und die aufgestellten Forderungen zu erfüllen. Aber Chapelain ist kein Held der Feder und des schneidenden Wortes; er liebt den Frieden und die stille Gemächlichkeit; er fürchtet, sich Feindschaften zu erwecken, wie es dem Auguste de Thou ergangen sei; er fährt fort: „Es ist viel sicherer und bequemer, in seinem Zimmer die Reime und Silben zu finden als die Wahrheit historischer Thatsachen. Man hat Vergnügen daran, und wenn man sich nicht versprechen kann, eine feinfühlige (délicat) Nachwelt zu unterhalten, geniesst man wenigstens den Beifall der Lebenden, die sich auf die Sache noch nicht so gut verstehen, und das Leben fliesst ohne Prozesse und Zwistigkeiten dahin[1])." Aehnliche Gedanken finden wir in I. tom. No. 234 vom 19. Dezember 1638 an Balzac, worin sich Chapelain zugleich über die Historiker des Altertums auslässt, über Livius, Sallust, Tacitus, Caesar, Sueton und Qu. Curtius. —

Die „Seele der Geschichte" ist ihm eine „anständige Freimütigkeit"; nur wenn der Historiker nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit sagen darf, kann von wirklicher Geschichte die Rede sein, jeder Zwang und jede geistige Fessel muss abgestreift werden.

---

[1]) I. tom. Lettres de Chapelain No. 227.

P. de Bussières kündigte das Erscheinen einer von ihm verfassten „Geschichte Frankreichs“ an; die römischen Jesuitencensoren scheinen dieselbe aber arg „beschnitten“ und verkürzt zu haben. Chapelain schreibt an den Verfasser: „Ich habe immer gefürchtet, dass die „römischen Beschneider“ (chastreurs) Ihnen Ihr Werk verstümmeln und entnerven. Es ist eine sonderbare Unterwerfung, in der aufrichtigen Erzählung unserer eigenen Angelegenheiten von der Laune und Parteilichkeit der Fremden abzuhängen. Es lebe die anständige Freiheit, die die Seele historischer Schöpfungen ist und ohne welche ähnliche Arbeiten kein Ansehen gewinnen können.“

Es ist eine ganz besondere Art litterarischer Kritik, die Chapelain im Jahre 1662 ausübte, als er mit Costar, der Aufforderung Colberts entsprechend, eine Liste der gelehrten und gebildeten Männer Frankreichs und des Auslandes aufstellte[2]), die der König durch eine Gratifikation auszeichnen wollte, um sie dafür zu gewinnen, sein Lob zu verkünden und das der „grossen“ Nation.

Um seine Vorschläge zu motivieren, begleitete unser Kritiker jeden Namen des zu Belohnenden mit einer kurzen Notiz, die Vorzüge und Mängel des Betreffenden bezeichnete. Man hat dem Chapelain vielfach einen ernstlichen Vorwurf daraus gemacht, dass er in dieser seiner Rolle kleinlich und ungerecht gewesen sei und in erster Linie seine Freunde und Verehrer in Vorschlag gebracht habe; das ist im ganzen wohl richtig. Aber man muss dabei nicht vergessen, dass der ganze Zweck dieser Einrichtung egoistischer Natur war. Wer nicht für geschmeidig und geschickt genug galt, in grossen Phrasen und hohen Tönen das Lob des ehrgeizigsten aller Könige zu verkünden, der wurde auf dieser Liste nicht eingezeichnet. Nicolas Boileau z. B. stand nicht darauf, während sein jüngerer Bruder Gilles Boileau sowie Racine diesen Vorzug schon genossen. Gegenüber dem vergessenen Nicolas Boileau fanden sich auf jener Prämienliste viele unbekannte und heute längst vergessene Gelehrte und Dichter; anderseits muss man es anerkennen, dass Corneille, Molière, Racine, Mézeray . . . nicht vergessen worden sind. Corneille ist der „erste dramatische Dichter der Welt“ genannt und mit 2000 livres

[1]) La liste des gratifiés v. J. 1662/63.

[2]) Clément: Vie de Colbert, p. 187 ff. Henri Martin: Hist. de franç. tom. XIII. p. 160.

verzeichnet; Molière, der noch nicht den Misanthrope und Tartuffe gedichtet, figuriert unter dem Titel „eines ausgezeichneten komischen Dichters“ mit einer Gratifikation von 1000 livres; Lafontaine steht nicht auf der Liste, aber sicherlich ohne Verschulden Chapelain's, der den Wert des Dichters wohl zu schätzen wusste[1]).

Es ist hier der Ort, daran zu erinnern, dass Chapelain bei dieser Gelegenheit das dem grossen Corneille früher zugefügte Unrecht vollauf wieder gutgemacht hat. Auf die Fürsprache und Verwendung unsres „commis des grâces du roi“ blieb der Vater der französischen Tragödie, obwohl er damals nicht mehr recht in der Mode war, auf der Liste der Gnadenbezeugungen bis zum Tode Chapelain's. Beweis dafür ist ein Brief Corneille's an Colbert, datiert vom Jahre 1678, worin Corneille sich über seine jämmerliche Lage beklagt; hier ist der Anfang dieses traurigen Schriftstückes: „Dans le malheur qui m'accable depuis 4 ans (Chapelain † 1674) de n'avoir plus part aux gratifications dont le roi honore les gens de lettres . . . [2]).

Es ist offenkundig, dass man den alten Dichter unmittelbar nach Chapelain's Tode vergessen hat[3]). Guizot sagt inbezug hierauf: „Chapelain hat dem Corneille später eine glänzende Genugthuung gegeben, obwohl er früher der Verfolger seines Cid gewesen war.“

Uebrigens war Chapelain schon 1661 dem Corneille gefällig gewesen; er bemühte sich, für dessen jüngsten Sohn eine Pagenstelle bei der Herzogin von Nemours, der Tochter des Herzogs von Longueville, zu erlangen. Als ihr Chapelain seine Aufwartung gemacht und die Angelegenheit erörtert hatte, berichtet er an Corneille: „Ich bin der Meinung, dass Sie der Dame einen sehr respektvollen Dankbrief schreiben, um sie wieder an die Angelegenheit zu erinnern. Indes werden Sie das Schreiben geheim halten müssen, da man nicht weiss, was geschehen kann. Man muss übrigens diese Prinzessin in Anbetracht ihrer Launenhaftigkeit sehr vorsichtig behandeln. Sie können mir ja ihren Brief senden, den ich dann mit meinen Empfehlungen versehen werde[4]).“

Es ist ein erfreuliches Bild, die beiden Männer wieder in angenehmem und freundschaftlichem Verkehre zu finden.“ —

[1]) Clément: Vie de Colbert p. 187ff.
[2]) Guizot: Corneille et son temps.
[3]) Neymarck: Colbert et son temps, Paris 1877. tom. II. p. 336.
[4]) Lettres de Chapelain, tom. II. No. 68.

Es möge hier erwähnt werden, dass niemand ein dauerndes Anrecht auf die Gratifikationen des Königs erwerben konnte; es gab dafür kein Patent. Chapelain klärt uns über die dieser Institution zugrunde liegenden Intentionen in einem Briefe an Conring in Helmstädt auf (31. Dezember 1666): „Zu diesen Gnadenerweisungen verpflichten sich der König und Colbert gegen keinen; sie wollen stets frei sein, sie auszuteilen oder nicht, je nach dem Benehmen der Beschenkten selbst, ohne das jemand ein Recht habe, sie zu fordern oder sich zu beklagen, wenn er sie nicht erhalte.“ Es war dies das beste Mittel, um die Geister in Spannung zu erhalten und zu verhindern, dass man die freien Gnadenerweisungen für regelmässige Einkünfte ansehe und in dieser Sicherheit sich einwiege und dem Hauptzwecke dieser Einrichtung gegenüber mit verschränkten Armen dastehe.

Ende des Jahres 1662 fragt Colbert bei Chapelain an, auf welche Weise der Name und die Regierung Ludwigs XIV. verewigt werden könnte. Chapelain gibt am 18. November 1662 darauf eine sehr ausführliche Antwort. Er spricht zunächst von den goldenen und silbernen Medaillen der Griechen und Römer; höher steht ihm als Musensohn die poetische Verherrlichung des Monarchen. „Alle Grabdenkmäler, Gemälde, Standbilder, selbst die berühmtesten, haben Schiffbruch gelitten, und nur die Erzeugnisse der Dichter, vom alten Homer angefangen, sind bis auf unsere Zeit gekommen.“ Darauf geht er die verschiedenen Gattungen durch, in denen eine Verklärung der königl. Majestät gegeben werden könnte; die poetische Erzählung und das panegyrische Gedicht scheinen ihm dazu minder geeignet zu sein. Von der Geschichte sagt er, sie sei eines der vorzüglichsten Mittel, um den Glanz der Unternehmungen des Königs und die Einzelheiten seiner Wunderthaten zu erhalten. „Aber wenn die Geschichte nicht die Motive der erzählten Thatsachen entwickelt, wenn sie nicht begleitet ist von geistvollen Reflexionen und von Dokumenten, dann ist sie nichts weiter als eine pure, kraftlose und unwürdige Aufzählung von Begebenheiten.“ Chapelain hat einen sehr hohen Begriff vom Historiker, von ihm gilt dasselbe wie vom Dichter: Non fit, sed nascitur. Er zählt nun all' die Erfordernisse eines guten Geschichtsschreibers auf und fügt hinzu,

er wisse keinen Franzosen zu nennen, der sich dieser Vorzüge rühmen könne, als den — Colbert selbst. Doch noch einem andern traut Chapelain diese Fähigkeiten zu, seinem Freunde d'Ablancourt, auf welchen er den Finanzminister Colbert hingewiesen hat. Voller Freude schreibt nun Chapelain an ersteren einen langen Brief[1]), worin er ihm in deutlichen, nicht misszuverstehenden Worten die Mitteilung macht, dass er für jene ehrende und lohnende Arbeit ausersehen sei; allerdings müsse Chapelain hierbei das Censurrecht ausüben, er müsse alles revidieren und korrigieren, und d'Ablancourt werde ihm ja dabei keine Schwierigkeiten bereiten. Was geschieht nun? alles scheint abgemacht, allein Colbert erörtert diese Angelegenheit nicht weiter aus Gründen, die dem Chapelain zunächst nicht zugänglich gemacht wurden; ja, er wird geradezu desavouiert und erkennt darin eine drohende Gefährdung seines Kredites. Da sucht er einen eigenartigen Ausweg. Er schreibt am 22. Dezember 1662 einen zweiten Brief an d'Ablancourt und drückt ihm sein Erstaunen aus, wie er ihn habe so falsch verstehen können. Er habe ihn nicht glauben machen wollen, dass der Hof seine Dienste suche, sondern er habe von seiner Tüchtigkeit gesprochen und damit auf eine mächtige Persönlichkeit (Colbert) einen tiefen Eindruck gemacht, weiter nichts.

Wenn man die beiden Briefe No. 156 und 160, tom. II. vergleicht, beschleicht einen ein unangenehmes Gefühl; Chapelain hat sich nicht sehr geschickt und ehrenvoll aus der Verlegenheit herausgezogen; ein offenes Wort wie: „Leider ist aus der fraglichen Angelegenheit nichts geworden," würde dem d'Ablancourt sicher willkommner gewesen sein als solch ein sophistischer Schleichweg. Es erweckt den Anschein, als ob der Geschichtsschreiber dieses Verfahren übel aufgenommen habe; denn ein halbes Jahr ruht von diesem Tage an die Korrespondenz zwischen den beiden. Erst als der Gönner Chapelain's, der Herzog von Longueville gestorben war, sendet d'Ablancourt an Chapelain ein Beileidsschreiben, was dieser eiligst beantwortet, indem er seinem Freunde zugleich die angenehme Mitteilung machte, er habe ihm

[1]) tom. II. No. 156.

eine Gratifikation von 1500 livres bei Colbert ausgewirkt, wofür er sich beim Minister bedanken solle, indem er gleichzeitig etwas zum Lobe des Königs mit einsende.

Später erfahren wir in dem Briefe No. 160, tom. II, den wahren Sachverhalt: d'Ablancourt wurde nicht königlicher Historiograph, weil er Protestant war. Jener Brief ist in mehrfacher Beziehung von Interesse, weshalb wir den Hauptinhalt kurz berichten: „Ich höre von Ihnen", schreibt Chapelain an Colbert, „zu meinem grossen Troste, dass Se. Majestät fortfährt, sich aus der Erhaltung der Reinheit und Würde der Religion eine besondere Ehre zu machen. Derselbe Gedanke beseelte mich damals, als ich Ihnen von der Vortrefflichkeit jenes Schriftstellers (d'Ablancourt) Zeugnis gab, indem ich ihn jedem andern zu dem ehrenvollen Auftrage vorzog; ich glaubte, dass der unglückliche Umstand, dass er in einer der guten Religion entgegengesetzten geboren sei, ein vernünftiges Hindernis wäre, sich seiner zu bedienen. Weil ich aber seine gerade Seele und sein gesundes Urteil kannte, seine Mässigung und Abneigung gegen religiöse Streitigkeiten, so hielt ich nicht zurück, Ihnen denselben vorzuschlagen, die Erwägung Ihrer Klugheit überlassend, ob sein Glaubensbekenntnis mit der Würde eines Historiographen verträglich sein werde oder nicht. Ich sah übrigens, dass Se. Majestät ohne Unterschied im Friedens- und Kriegsdienste Leute beider Konfessionen verwendete, je nach den Anlagen, die sie besitzen und dass er seinen irrenden Unterthanen die Freiheit der Religionsübungen liess in der Erwartung, dass Gott ihr Herz rühren und sie zur Pflicht zurückrufen werde."

Aber d'Ablancourt wurde zurückgewiesen, nachdem er sich zur Uebernahme der Stellung schon bereit erklärt hatte[1]).

Der „esprit de suite", der uns aus obigem diplomatischen Entschuldigungs- und Rechtfertigungsbriefe Chapelain's entgegenweht, hat seine Wirkung auf Colbert nicht verfehlt; am 3. Febr. 1663 berief dieser den thätigsten Mitbegründer der „Académie française", ich meine unsern Chapelain, zugleich mit Perrault, Bourzeys und Cassagne zu einer geheimen Beratung, aus der

[1]) Hist. de l'Acad. franç. par d'Olivet I. p. 287.

schliesslich die „Académie des Inscriptions et Belles-Lettres“ hervorwuchs. Colbert hatte den Plan gefasst, ein kleines Komité zu bilden, qu'il pût consulter sur toutes les choses qui regardent les bâtiments et où il pût entrer de l'esprit ou de l'érudition[1]).

Die Mitglieder dieses engen Privatzirkels mussten alle prosaischen und poetischen Werke revidieren, die zum Preise des Königs erschienen, um sie druckfertig zu machen. Chapelain entfaltete seit jener Zeit eine fieberhafte Thätigkeit; in Verbindung mit allen Gelehrten und Gebildeten seiner Zeit, spornt er diese an, ihm Sonette, Madrigale, Rondos, Ausgaben von lateinischen und griechischen Büchern zu schicken, Werke über Kunst- und Münzfragen; alles ist ihm erwünscht; er prüft alle diese Schriften, um die besten auszuwählen; fast die ganze Korrespondenz Chapelain's an Colbert bis 1674 umfasst diese Stoffe. An Heinsius schreibt Chapelain am 15. Februar 1663: „Was ist Scheffer für ein Mann? († 1679 als Professor der Eloquenz und Bibliothekar in Upsala). Was für Talente besitzt er? Gehört er zur ersten Klasse? Teilen Sie es mir mit und zugleich die Namen der andern, der Schweden, Engländer, Deutschen, Holländer, die Ihrer Achtung würdig sind. Bezeichnen Sie jeden nach seinem Charakter und möglichst eingehend nach seinen geistigen Beschäftigungen.“ Solche Gefälligkeiten wünscht aber Chapelain nicht umsonst; er eröffnet dem Heinsius die Aussicht auf die Erlangung einer königl. Gratifikation[2]); er bittet den Gelehrten, diesen Plan selbst zu unterstützen: „Wenn Sie mein Unternehmen unterstützen wollten durch ein lateinisches Prosawerk, das Sie an mich schicken könnten in Form einer Lobpreisung des Königs, worin Sie mit Ihrer gewohnten Beredsamkeit sprechen könnten von seinen Handlungen, seinen Tugenden, seiner Thatkraft, seiner Klugheit, von dem Entschluss, den er gefasst hat und den er bereits ausführt, sein Schiff ohne andere Piloten als ihn selbst zu lenken, etwas Unerhörtes in einem Alter von 24 Jahren, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit, von seiner Rechtskenntnis und dem Schutze, den er seinen Verbündeten angedeihen lässt und den Musen, von der Ordnung, die er ins Heer und in die Finanzen bringt, von der Mässigung in seinen Vergnügungen, von seiner königlichen mit Milde

[1]) Neymarck: Colbert et son temps. tom. I.
[2]) tom. II. No. 168 und 169.

gepaarten Gemessenheit, die ihm die Achtung und die Liebe der Völker erwirbt, von seinem Reichtum, seiner Prachtentfaltung verbunden mit seiner heroischen Miene, seiner unerschöpflichen Kraft und der Anmut, die selbst die geringste seiner Handlungen begleitet — wenn Sie das berühren wollten wie aus eigener Eingebung, so würde der Erfolg sehr wahrscheinlich sein."

Der Herausgeber der Chapelain'schen Briefe bemerkt mit Recht zu dieser Stelle: Ein enthusiastisches und beredtes Gemälde, in dem Chapelain poetischer in Prosa als in Versen die Morgenröte einer der glorreichsten Regierungen der französischen Geschichte zeichnet.

Nebenbei bemerkt, untersagten die Holländer, dem Beispiele des hl. Stuhles folgend, dem Heinsius die Annahme der französischen Gratifikation. Chapelain ist darüber ärgerlich und betrübt; er schreibt am 8. und 16. Juni 1665 an Heinsius: „Die strenge Politik Ihrer Staaten setzt mich in betrübende Verlegenheit. Ich hatte Ihnen 2 Jahre hinter einander Wechsel geschickt in der Hoffnung, Ihnen auch einen dritten zu verschaffen. Indes sind Sie durch das harte Verbot gehindert, die darin enthaltenen Summen in Empfang zu nehmen, die hier als bezahlt gelten, da Sie ja dem Könige und Colbert dafür bereits gedankt haben."

Wir sehen, bei einigen Völkern regt sich das nationale Ehrgefühl; sie erkennen das Missliche und Gefährliche, wenn gerade die hervorragendsten Geister Söldlinge und Kostgänger der Franzosen würden. Am eifrigsten in der Verherrlichung des französischen Königs zeigten sich leider die deutschen Forscher und Gelehrten; zum Beispiel Wagenseil[1]).

Mit dem Eifer und der Bereitwilligkeit der ausländischen Beschenkten war unser Vermittler denn auch vollständig zufrieden. Er schreibt am 20. November 1665 an Colbert: „Bis jetzt habe ich keinen Grund, mich (über die Dankbarkeit der Beschenkten) zu beklagen, da sie sich sämtlich so erkenntlich gezeigt haben, wie man nur wünschen konnte und da sie alle an wichtigen Werken arbeiten, um damit gelegentlich den Altären zu opfern, denen sie verpflichtet sind. Ich möchte dasselbe nicht von allen Franzosen behaupten, die ich Ihnen vorgeschlagen habe."

---

[1]) cfr. 30. Juni und 5. Dezember 1665.

Von grossem Interesse für den Litterarhistoriker sind die kritischen Bemerkungen Chapelain's über zeitgenössische Dichter; wir wollen im Folgenden einige dieser Urteile herausheben, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen.

Am 27. Mai 1640 schreibt Chapelain an Balzac über Ronsard: „Ronsard hat nicht die scharfen Züge des Lukan und Statius, sondern eine gewisse glatte und majestätische Gleichmässigkeit, die den Körper der poetischen Werke ausmacht, indem jene andern kleinen Verzierungen mehr die Sache des Sophisten und Deklamators sind als die eines wahrhaftig von den Musen inspirierten Geistes. In der Kleinmalerei finde ich ihn dem Vergil und dem Homer verwandter als einen der uns bekannten Dichter, und wäre er in einer Zeit geboren, wo die Sprache vollkommner und geregelter gewesen wäre, er hätte alle jene unzweifelhaft überholt, die jemals in unserer Sprache gedichtet haben. Damit soll nicht gesagt sein, dass ich keine Mängel an ihm finde trotz seines Feuers und poetischen Anflugs, den er von Natur besass, denn er hatte kein anderes Kunstverständnis, als das, das er sich durch die Lektüre der griechischen und lateinischen Dichter gebildet hatte, woher jene sklavische und unangenehme Nachahmung der Alten kommt, die soweit ging, dass er sogar in seinen französischen Dichtungen die Namen der griechischen Gottheiten einführen wollte, die für das Volk ebenso viele böhmische Dörfer (galimatias) sind. Es war dies ein unerträglicher Mangel an Urteilsfähigkeit, nicht an die Zeit zu denken, in der er schrieb, oder eine bedauernswerte Anmassung, sich einzubilden, das Volk würde sich, um seine Sprache zu verstehen, über die Geheimnisse der heidnischen Religion unterrichten lassen. Derselbe Mangel an Urteil erscheint in seinem grossen Werke (Franciade), das p'anlos entworfen und ohne wirklich poetische Oekonomie durchgeführt ist. Er ist nur ein Handlanger der Poesie; er war nie ein Meister, da er niemals die Grundsätze noch die festen Grundlagen der Dichtkunst kennen gelernt hat."

In einem andern Briefe (tom. I. No. 406) heisst es: „Ronsard hat Genie und es erscheint dies allenthalben, wo er nicht gelehrt sein wollte. Es ist bedauerlich, dass eine so schöne Naturanlage und eine so fruchtbare Phantasie nicht in eine Zeit gefallen sind, wie die jetzige, die Schmiegsamkeit verlangt und Freiheit gestattet, und in welcher die Dichter sich nach dem Geschmacke des Hofes gerichtet haben wie dieser nach dem Geschmacke der Dichter."

Ronsard hat nicht für das Volk geschrieben; das ist der schwerste Vorwurf, den Chapelain dem Dichter macht, ein Vorwurf, der, so sehr er auch begründet ist, übrigens mehr auf die Schüler Ronsards, zu denen unser Kritiker auch gehört, zurückfallen dürfte; denn auch Chapelain ist ein gelehrter Dichter, der sein Publikum nur in den Kreisen der Hochgebildeten und Gelehrten sucht und findet. Was hat Chapelain für das Volk geschrieben? seine kalten, steifen und mühsamen Poesieen drangen nicht in's grosse Publikum, und doch ist's das Volk allein, das über den wirklichen Ruhm entscheidet[1]).

Im Gegensatze zu Ronsard wird Malherbe von unserem Kritiker viel höher gestellt, was sich daraus zum Teil erklären lässt, dass man letzteren ja gern für dessen Nachfolger in der Poesie gelten liess; aber doch erkennt „der sanfte und gefällige Censor" neben den Vorzügen auch die Fehler jenes Mannes, der ein mühseliger Dichter war und der nur sehr wenig von der freien und mächtigen Inspiration besass, die man das Genie des Dichters zu nennen pflegt.

In dem Briefe vom 10. Dezember 1632 schreibt Chapelain an Frl. v. Gournay, die Adoptivtochter Montaigne's: „Malherbe hat zu seiner Zeit viel gegolten, aber noch nicht genug, um mich zu seinem Nachahmer zu machen. Ich habe Fehler an ihm gefunden, in die zu fallen mich sehr betrüben würde. Ich sage Ihnen, dass Malherbe die Verse besser zustande brachte als ich, ja, sogar besser als Sie; aber ich sage Ihnen auch, dass er von Poesie nichts verstand, noch viel weniger als Sie und ich."

Acht Jahre später schreibt Chapelain über denselben Malherbe an Balzac[2]): „Was das Urteil Malherbe's anlangt, so schätze ich es gering, soweit es Bezug hat auf die hohe Poesie und die Dinge, die er darin zur Darstellung bringen will. Er wollte, dass die Unwissenheit in der Poesie ein Vorzug (vertu) wäre, womit er lange sein Jahrhundert angesteckt hat. Er war ein Einäugiger im Reiche der Blinden, und da seine Kenntnisse sehr beschränkt waren, so glaube ich, dass ein Schriftsteller sich sehr hüten muss, ihn zum Führer zu nehmen, wenn er nicht straucheln will. Ausgezeichnet und unvergleichlich dagegen ist die Ausdrucksweise und die Wendung des

[1]) Albert: Hist. de la litt. franç., p. 212 und 213.
[2]) Den 10. Juni 1640.

Verses und ein gewisser pomphafter Schwung in den Einzelheiten, welche man wird nachahmen können, ohne sie zu erreichen. Diese Partieen sind übrigens nicht gerade sehr poetisch, sondern mehr rednerisch, und jene Kritiker haben ihm nicht unrecht gethan, die da sagten, dass seine Verse sehr schön gereimte Prosa seien."

Zum dritten Male handelt es sich um Malherbe in einem Briefe vom 10. Mai 1638[1]).

Im ganzen kann man behaupten, dass Chapelain billiger, gerechter und nachsichtiger gegen Ronsard gewesen ist als gegen Malherbe, obwohl seine Kritik auch dem letzteren gegenüber begründet ist: selbst Boileau findet sich in diesem Punkte in Uebereinstimmung mit „seinem armen Opfer"; auch er anerkennt Malherbe als einen grossen Verskünstler, er bewundert seine „juste cadence" und die guten Reime. Malherbe's Verdienste liegen bekanntlich mehr in der Form als im Inhalte; seine poetische Erfindung ist armselig — über den Horizont des Pariser Hofes kann er selten hinaus — seine Fruchtbarkeit ist noch armseliger.

Gedenken wir noch des Urteils Chapelain's über einen zeitgenössischen Dichter, St. Amant. Schon seit den 30er Jahren arbeitete dieser an einem grösseren idyllischen Epos, „der gerettete Moses", was 1653 veröffentlicht wurde. Bereits 1638 ist Chapelain von dieser poetischen Arbeit unterrichtet; am 18. Mai d. Jahres schreibt er an Balzac: „Das epische Gedicht, wovon Sie gesprochen haben, ist eine Idylle, welche der „Dicke[2])" heroisch nennt, weil er darin die Thaten des Moses beschreiben will. Er teilt es in 3 Bücher, 1200—1500 Verse ein jedes; sie sollen heissen: Morgen, Mittag, Abend, und das ganze Werk soll nur einen Tag Ausdehnung haben. Er hat mir 300—400 Verse hergesagt, worin viel Beschreibungen vorkommen. Er scheint mir ein grosser Maler der sinnlichen Dinge zu sein und wenn er nur diesen Teil geschrieben hätte, würde seine Arbeit den Männern der Zeit gefallen und nicht verächtlich sein."

In einem andern Briefe, tom. I. No. 243 sagt Chapelain: „Es trifft sich sehr häufig, dass diejenigen, welche gut schildern, den Leidenschaften einen schlechten Ausdruck verleihen, was doch die wahre und wesentliche Poesie bedeutet"; d. h. ein guter Maler würde

[1]) tom. I. No. 162.
[2]) Spottname des St. Amant.

ein schlechter dramatischer Dichter sein; „der Gegenstand des ersteren ist der Körper mit seinen Aeusserlichkeiten, der zweite vertieft sich in das Labyrinth der Seele.“

Chapelain hat hiermit ein sehr zutreffendes Urteil gefällt; denn das Beste in jenem langatmigen Gedichte von St. Amant sind in der That die Naturschilderungen; wenn weiterhin die Forderung ausgesprochen wird, dass der Dichter die Leidenschaften und Handlungen der Menschen darstelle und nicht nur Zustände und Eigenschaften der Dinge, so ist das heute für uns selbstverständlich; damals aber musste es erst laut ausgesprochen werden.

Wir sagten oben, dass es nicht Chapelain's Schuld war, wenn Lafontaine nicht auf der Gratifikationsliste figurierte; wir wollen den Beweis bringen für die hohe Achtung, die Chapelain der poetischen Richtung Lafontaine's entgegenbrachte. Am 12. Februar 1666 schreibt unser Kritiker an St. Real, von dem er die „Novellen in Versen“ des Fabeldichters erhalten hatte. — „Ich habe in keinem Fabeldichter soviel Natürlichkeit und Lustigkeit gefunden, soviel gutgewählte Stoffe, soviel vernünftige Schonung für die altertümlichen und volkstümlichen Ausdrücke, welche allein die lebendigen und natürlichen Farben dieser Art von dichterischen Erzeugnissen sind.“

Hierin finden wir keinen Tadel, keinen Vorwurf, nichts von strengen Kunstregeln, nur Lob und Anerkennung und das alles von demselben Chapelain, der 30 Jahre früher den grossen Corneille so grausam verfolgte. Sehen wir uns das Jahr an, wo diese Kritik entstanden ist: es sind 10 Jahre verflossen seit der Veröffentlichung der Pucelle; von dem Ruhmesgebäude Chapelain's ist so mancher glänzende Stein abgebröckelt, sein Ansehen ist erschüttert, sein Kredit vermindert, seine litterarische Infallibilität angezweifelt. Boileau und seine Getreuen, Ménage, „die böseste Zunge von Frankreich,“ Racine, Costar, Marolles, Mesnardière, Linière . . . haben den Sturm gegen den verunglückten epischen Dichter bereits aufgenommen, ein andrer Wind weht auf dem französischen Parnass, „es lebt ein anders denkendes Geschlecht.“ Vielleicht hoffte Chapelain, in Lafontaine einen Genossen gegen jene gefährlichen Spötter zu finden; deshalb die freundliche und nachsichtige Kritik.

Es erübrigte noch, die kritischen Betrachtungen Chapelain's über die auswärtigen Dichter und Schriftsteller, namentlich der Spanier

und Italiener, über Tasso, Tassoni, Dante, ... über die Kenntnis der Aristotelischen Poetik in Europa etc. — näher zu beleuchten, aber der Hinweis auf eine litterarische Ausbeute der Briefe unseres Akademikers nach dieser Richtung hin muss hier genügen[1]).

Was die Art der Kritik von Personen und Ereignissen anbelangt, so findet sich Chapelain in der Regel in der Weise zurecht, dass er einen milden Tadel mit einem kräftigen Lobe ausgleicht, indem er die Strenge seines Urteils wieder ins Gleichgewicht bringt durch eine für die betreffende Person schmeichelhafte Phrase; auf diese Weise macht man sich selten unversöhnliche Feinde[2]).

[1]) cfr. I. No. 435, II. No. 312. 315. 570.
[2]) cfr. Brief vom 15. Juli 1638.

Die ganze Abhandlung erscheint demnächst in Buchform unter dem Titel:

Jean Chapelain.

Eine biographisch-kritische Studie

bei

GUSTAV FOCK in Leipzig.

Vita.

Natus sum Aloisius Mühlan anno huius saeculi LVI, die V. mensis Septembris in vico Melling, comitatus Glacensis, patre Aloisio, jam morte mihi erepto, matre Marianna, e gente Wolfiana, itemque jam mortua. Fidei addictus sum catholicae.

Postquam gymnasium regium Glacense per novem annos frequentavi autumnoque anni LXXVIII testimonium maturitatis adeptus sum, ad Universitatem litterarum Vratislaviensem me contuli, ubi per quattuor annos lectiones virorum doctissimorum Dove, Gaspary, Gröber, Neumann, Hertz, Reifferscheid, Roepell, Weinhold audivi. —

Omnibus his professoribus illustrissimis gratias quam possum maximas semper habebo, imprimis autem Gaspary (†) et G. Gröber, qui studia mea semper eximia benevolentia adiuverunt. — Autumno anni LXXXII examine pro facult. doc. absoluto, in gymnasiis Frankensteinensi et Patscoviensi fui; postea in urbem Nissam migravi, ubi per sex deinceps annos puellas in schola, quae dicitur superior, instruxi; mense Aprili anni LXXXXI in gymnasio regio huius urbis receptus sum, ubi usque ad hunc diem muneribus fungor.